

Ulrich Schacht

## Wirbel der Geschichte

**Hans Joachim Schädlich:**  
„*Kokoschkins Reise*“, Roman, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2010, 192 Seiten, 17,95 Euro.

**Marko Martin:**  
„*Schlafende Hunde*“, Erzählungen, Die andere Bibliothek, Eichborn, Frankfurt am Main 2009, 384 Seiten, 32,90 Euro.

Schon seit seinem ersten Buch, dem 1977 erschienenen Erzählband *Versuchte Nähe*, hat sich der Schriftsteller Hans Joachim Schädlich als ein Autor des narrativen Minimalismus zu erkennen gegeben. Seine Prosa, ob in Kurzform oder voluminöser, stößt noch jedes Mal konsequent durch die Kulissen des Phänomenologischen in die sie tragenden Gerüste des Strukturellen vor, die sich zumeist in dialogischer Bauweise als scheinrationale Konstrukte und Konstellationen zeigen, als Panoramen skelettiert Wirklichkeit. Man kann das unsinnlich finden, also defizitär; es führt aber im

Falle dieses Autors in der Regel zu glanzvollen Ergebnissen sprachkristalliner Natur. Das heißt: Schädlich gelingt es ein ums andere Mal, aus prozessualen Stoffen ebenso erratische wie geschliffene Textgebilde von hohem ästhetischen Reiz zu machen, deren prismatische Effekte zudem nicht selten Blitze lakonischer Ironie auslösen oder ein sarkastisches Flimmern über die Szenerie legen. Jene Blitze aber versetzen das Geronnene in absurde Bewegung, verfremden das Starr-Vertraute in die Groteske und legen wieder und wieder Texturen des Grauens hinter dem Text der Zivilisation frei, mit denen selbst noch Wahrheit und Glanz des Kristallinen sich als Vorschein zeigen.

## Am Rande des Abgrunds

Vollendet geschieht das in seinem Roman *Schott*; aber auch *Tallhover* stößt in diese Höhe vor. *Kokoschkins Reise*, sein neuestes Buch, bewegt sich dazwischen. Dennoch verbindet ihn vor allem

mit *Tallhover*, jenem grandiosen Roman um eine Art deutschen Fouché, der zwischen Kaiserreich und SED-Diktatur immer in Lohn und Brot des jeweils aktuellen Geheimdienstes bleibt, etwas Wesentliches: der unbestechliche Blick auf die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und ihre totalitäre Doppelsignatur. Schädlichs Texte sind in letzter Konsequenz eben nicht Wortmaterial-Halden, deren Fragmente und Trümmer im sinnfreien Montage-Spiel enden; sein kritischer Begriff von Sprache ist vielmehr Instrument zur analytischen Erhellung von Welt, weil Welt – daran lassen die Bücher dieses Autors keinen Zweifel – immer am Rande des Abgrundes baut. Es geht noch jedes Mal, ob individuell oder kollektiv, um den einen, aber entscheidenden falschen Schritt. Wie sehr, verrät gerade auch sein jüngster Roman: *Kokoschkins Reise*. Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine Reise zurück ins

„Zeitalter der Extreme“, wie Eric Hobsbawm besagtes zwanzigstes Jahrhundert nannte. Allerdings endet die Erkenntnis, die Kokoschkin, die Hauptfigur, aus der scheinbaren Nostalgietour bis ins Revolutionsjahr 1917 mit in die Gegenwart zurückbringt, eben nicht im Werterelativismus unserer Tage, sondern in einem radikalen Bekenntnis zum antitotalitären Bewusstsein, das dem politisch korrekten Zeitgeist die Sprache verschlagen dürfte.

Der Roman entfaltet sich auf drei Zeitebenen: In vier Wochen zwischen dem 15. August und 14. September 2005, fünf Tage davon auf hoher See, dem Atlantik; in einer Woche im August 1968 sowie im entscheidenden Segment der Weltbürgerkriegs-Epoche von 1917 bis 1934, als sich erst Russland und dann Deutschland in scheinkonträre totalitäre Systeme verwandelten, die von heute aus jedoch als siamesische Zwillinge zu erkennen sind. Aber alle diese Zeit-Räume werden, vom Erzählvolumen her, nur touchiert, nicht ausgemalt. Knappste Formulierungen, ja, Stichworte zu Orten und Ereignissen müssen reichen, wenn es um das Vorantreiben des dramatischen Geschehens geht; was den Roman aber in genau jene

Atemlosigkeit versetzt, mit der seine Hauptfigur, der 1910 in St. Petersburg geborene Russe Fjodor Kokoschkin, sich durch eben dieses Geschehen zu bewegen gezwungen wird.

Diesem Kokoschkin begegnen wir erstmals in hohem Alter, als längst emeritiertem Gelehrten der Universität Boston auf einem Ozeandampfer während seiner Rückreise von Europa nach Amerika. Der Biologe und Gräzerspezialist hat mit seiner Tour nach Deutschland, Tschechien und Russland einen letzten Blick auf all jene Orte des alten Kontinents geworfen, die ihm und seiner Mutter vor Jahrzehnten Kreuzweg-Stationen auf der Flucht ins dauerhafte Exil wurden: St. Petersburg, Berlin, Prag. Kokoschkins Familie gehörte zu den frühesten politischen Opfern des bolschewistischen Staatsstreiches vom Oktober 1917: sein Vater, als Gelehrter und Minister der ersten demokratischen Regierung Russlands unter Kerenski eine historische Figur, sowie ein weiteres Mitglied des Kabinetts waren bereits am 7. Januar 1918 von der Revolutionssoldateska Lenins und Trotzkis in ihren Betten im Mariinska Hospital, wo man sie festgesetzt hatte, mit Bajonetten abgestochen worden.

Die Ehefrau des Ermordeten, eine Pianistin taucht mit ihrem Sohn noch am selben Tag unter und verlässt wenig später, mit Hilfe von Verwandten, das Zentrum des revolutionären Terrors in Richtung Odessa, das von den Bolschewiken noch nicht besetzt ist. Prominentester nicht verwandter Helfer in der Not dort wird der berühmte russische Schriftsteller Iwan Bunin, ein religiöser, konservativer Intellektueller, der selbst bald mit dem letzten Schiff in die Türkei flieht und sich später in Paris niederlässt. 1933 erhält er als erster Russe den Literaturnobelpreis. Bunin fungiert im Roman wie zu Lebzeiten als kompromissloser Widerpart Gorkis, mit dem die Kokoschkins später, in Deutschland, ebenfalls in Berührung kommen: Gorki, der letztlich ideo-logisch und materiell korrumptierte, von Lenins Regime ausgehaltene Intellektuelle; Bunin, der konsequente Kritiker der bolschewistischen Diktatur, für den Lenin ein bösartiges „Tier“ ist und die Bolschewiki „eine Galerie von ehemaligen Zuchthäuslern“. Scharf kritisiert er auch die Sympathien westlicher Intellektueller für das Moskauer Massenmord-Regime. Kokoschkin selbst ist durch die

Umstände aufs Äußerste sensibilisiert. Obwohl es den Kokoschkins in Berlin gefällt, weil Fjodor hier schulische und universitäre Förderung erfährt, begreift er nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten sehr schnell, dass sich der bolschewistische Schrecken mit ihnen nur in anderer Gestalt wiederholt. Er geht, seine Mutter ist längst in Paris, nach Prag, wo es ihm mit Hinweis auf seinen ermordeten prominenten Vater gelingt, das Vertrauen eines US-Diplomaten zu erlangen, der ihm hilft, in die Staaten zu entkommen. Dort wird er umfassend gefördert und macht Karriere als Wissenschaftler. 1968 riskiert er eine Reise nach Europa, ins Prag des politischen Frühlings. Hier lernt er per Zufall den Bibliothekar Jakub Hlaváček kennen, der ihm bei der Suche nach Literatur hilft. Eine Freundschaft entsteht, die hält. Zwar spürt Kokoschkin kurz vor dem Einmarsch der Sowjetarmee die Gefahr und verlässt das Land umgehend; aber Jakub ist nicht vergessen. Sie teilen nun eine traumatische Erfahrung.

Mitte August 2005 treffen sie sich wieder in Prag, um gemeinsam nach St. Petersburg zu reisen, wo Kokoschkin noch einmal die Orte der Kindheit auf-

suchen will. Alle Aufenthalte dieser merkwürdigen Reise zurück werden aber überraschend abgekürzt, ja, regelrecht abgebrochen. Die Gänge durch St. Petersburg, Prag oder Berlin signalisieren zuletzt nur eines: Sie treffen auf geschichtlich negativ kontaminiertes Gelände, daran ändern auch gute Erfahrungen nichts oder die neue Zeit, die mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems angebrochen ist.

Zur inneren Ruhe, selbst wenn ihn Todesahnungen streifen, kommt Kokoschkin erst wieder auf dem großen Schiff, das ihn zurück nach Amerika bringt. Aber ausgerechnet hier, in den Kulissen des *Small Talks* arrivierter Bewohner der neuen Welt, in den Tischgesprächen im opulenten Speisesalon mit zufälligen Tischnachbarn, darunter überraschenderweise ein Bekannter, der ihm einmal in einer bedrohlichen Situation geholfen hat, hier entsteht ein scharfer Dialog über die neue alte Bedrohung Europas und seiner christlich-abendländischen Kultur: dieses Mal durch den dritten Totalitarismus, den Islam, seine Landnahme zwischen London, Paris, Rom, Madrid und Berlin und die neuerliche Appeasementpolitik seiner kaum

verhüllten Aggressivität und Expansionslust gegenüber. Schädlich Figuren, besonders Kokoschkin und Oakley, lassen, zur Empörung eines gutmenschlich-naiven Ehepaars am Tisch, nicht die geringsten Zweifel an ihrer diesbezüglichen Einstellung, die sich zuletzt in einer äußerst provokanten Formel Oakleys über die islamistische Bedrohung pointiert: „Sie besitzen die Atombombe, das ist ihr Schwanz.“ Aber das wiederum ist nur, wie man wissen kann, die drastische Paraphrase einer Äußerung des heutigen türkischen Ministerpräsidenten. Dennoch wird der harte politische Stoff, der diesen Roman grundiert, durch einen überraschenden Kunstgriff Schädlich mehrfach mithilfe von Textpassagen aus dem Werk Bunins gebrochen, in dem Kokoschkin an Bord liest. Es sind weiche Genrebilder aus der Zeit des vorrevolutionären Russlands, literarische Erinnerungsschätze, die vordergründig Verlorenes zeigen. Für Kokoschkin aber liegt das, was sie bewahren, nicht so sehr hinter, sondern vor ihm: in Amerika. Er kehrt nicht nur nach Amerika zurück, sondern „nach Hause“. Die Nostalgie-Tour hat nicht stattgefunden; es ist

eine Vergewisserungsreise gewesen.

## Prosa eines Freiheitstrunkenen

Kürzlich wurden wir ein weiteres Mal Zeugen einer medialen Erregung, die der Textmasse einer jungen Autorin galt. Die Verbal-Orgie gab sich aber nicht nur obszön, sie rahmte sich auch progressiv. Wie beim Tontaubenschießen flog ihr Buch allerdings in genau jenem Moment in zahlreiche Plagiats-Trümmer auseinander, als es auf dem Scheitelpunkt der Aufwärtsbewegung stand, wohin ihm fast alle Augenpaare des bundesdeutschen Literaturbetriebs wie in einem Pawlow'schen Reflex gefolgt waren – und so mitten hinein in ein totales Glaubwürdigkeits-Desaster. Nun schadet über Bücher zu streiten an sich niemandem, wäre es denn so. Denn es schadet selbstverständlich der Aufmerksamkeit für Bücher, die es ungleich mehr verdient hätten, auf hohe feuilletonistische Umlaufbahnen geschossen zu werden: Das gilt zum Beispiel für *Schlafende Hunde*, den neuen Erzählband des heute vierzigjährigen Journalisten und Autors Marko Martin, der aus Sachsen stammt, seit Langem aber in Berlin lebt. Martin ist ebenso Vollblut-

journalist wie Vollbluterzähler: Seine Romane, Geschichten und Reportagen strömen vor Vitalität. Es ist die Vitalität eines gelebten, nicht geborgten Lebens. Denn wie nur wenige Autoren seines Alters ist Martin tatsächlich in der Welt zu Hause, nicht bloß ideologisch. Reise- und Lebenshunger sind bei ihm deckungsgleich, das Tiefenmotiv dieses literarisch folgenreichen Weltbürgertums ist aber ein politisches: Marko Martin wuchs in einer Diktatur auf, der zweiten in der deutschen Geschichte, und wurde sie erst 1989, mit knapp Zwanzig, wieder los. Wenn es nicht zu pathetisch klänge, müsste man die Prosa dieses Autors als Prosa eines Freiheitstrunkenen charakterisieren, dessen Bewegungen durch die Welt nicht von Ekel-Fluchten vor dem normalen Leben angetrieben werden, wohl aber vom Wissen um die Einmaligkeit individuellen Daseins wie von der Erfahrung, dass es Ideologien gibt, deren politische Praxis darin besteht, beides zu bestreiten, notfalls mit Hilfe der Normativität des Totalitären und den dazugehörigen Maßnahmen.

## Exotisch, politischer Erzählstrom

Die acht Geschichten des neuen Buches von Martin

illustrieren dies allerdings nie vordergründig. Was sie zudem auszeichnet, ist ihre Unmittelbarkeit: Der Leser stürzt aus dem Stand in einen reißenden Erzählstrom, der ihn schlagartig nach Tel Aviv führt, nach Mexico City, Prag, Teheran oder Somalia. Zugleich sind alle Orte im Moment des Erreichens nicht nur Raum für lediglich exotische Geschichten, sondern politischer Geschichtswirbel von ungeheurer Dramatik und Dynamik: Prag 1968 und nach 1989, Iran während der blutigen Etablierung eines islamischen Gottesstaates, das Pulverfass Palästina, Mexiko als Haifischbecken sich bekämpfender kommunistischer Emigranten, die vor Stalin oder Hitler geflohen sind. Und es gibt, wie in einer Matrioschkapuppe, Orte in allen diesen Orten, die Teil der weltweiten Community homosexuell lebender und liebender Menschen sind. Die Souveränität, mit der Marko Martin an diesem zentralen Punkt zu Werke geht, ist allerdings beeindruckend, stellt er doch die sexuelle Präferenz seiner Helden nie aufdringlich aus, vielmehr bricht er sie nicht zuletzt mit dem Mittel radikaler Selbstironie. Am radikalsten vielleicht in der Geschichte „Letzte Detek-

tive“, die den Leser nach Mexico City entführt und dort in einen plüschigen Schwulenclub, in dem es, am Rande eines PEN-Kongresses, zu einer letztlich *unheimlichen* Begegnung zwischen dem auch erotischen Abenteuern nie abgeneigten Reisenden und einem auf die sechzig zugehenden Intellektuellen kommt, in deren Verlauf allerdings nicht das Altersdrama des Mannes Hauptgegenstand des Gesprächs mit dem jungen Deutschen ist, sondern eine Art politische Beichte über Hoch- und Endzeiten des Kommunismus und seiner Sympathisanten sowie die Moral oder Unmoral darin verwickelter Intellektueller. Marko Martin nutzt für diese Geschichte das Erzählmodell eines der berühmtesten Bücher des zwan-

zigsten Jahrhunderts: des Romans *Der Fall* von Albert Camus. Beichtet bei Camus ein Richter in einer Amsterdamer Bar einem Wildfremden sein moralisch verfehltes Leben, so monologisiert bei Martin ein alternder Dichter über seine Existenz, der sich zugleich verdammt gut auskennt in der Welt linker Künstler und Politiker, wie sie in Mexiko aufeinandertrafen.

### Absurdes Geschichtsmuster

Das Erzählschiffchen jagt im Verlaufe des großen Monologs, der, wie bei Camus, den zufälligen Gesprächspartner nie zu Wort kommen, aber in den eigenen Reaktionen Gestalt annehmen lässt, in einem Meer von Namen, Anekdoten, Politdramen und zwischenmensch-

lichen Tragödien so geschickt und schnell hin und her, dass am Ende ein absurdes Geschichtsmuster das dicht geknüpfte Textgewebe durchzieht und sich in den Worten des Monologisierers zum Schlussbild verdichtet: „Was als Komödie beginnt, endet als Tragödie. Warum dämmert es den jungen Leuten nicht, dass wir ein Pack von Lügnern sind?“ Kein Zweifel: *Schlafende Hunde* erzählt mit Leidenschaft und sprachlicher Opulenz Geschichten aus einer Welt der Leidenschaften. Dass in einer solchen Welt das Glück oft der Zwillingsbruder der Katastrophe ist und *vice versa*, das verschweigen diese Geschichten gerade nicht. Aber genau das macht sie doppelt glaubwürdig.

Die kommende März-Ausgabe der **Politischen Meinung** wird sich in ihrem Schwerpunkt mit der  
**Zukunft der Volksparteien**

befassen und dabei sowohl die Problematik einer zeitgemäßen und profilierten Programmatik in den Blick nehmen wie auch die Fragen nach einer effektiven Vermittlung politischer Inhalte und die Reflexion der Willensbildung an der Basis.